

Begleiter auf dem letzten Weg

Ökumenische Hospizbewegung hilft Sterbenden und ihren Angehörigen. Diskussion im Januar

VON PHILIPP KÖNIGS

BAD HONNEF. Im November haben die Bundestagsabgeordneten vier Stunden lang über das brennende Thema Sterbehilfe diskutiert. Nicola Hamelmann und Guido Wilms von der ökumenischen Hospizbewegung Bad Honnef hatten am Fernseher den Eindruck, dass es richtig emotional wurde im Berliner Parlament. „Ich habe das Gefühl, dass sich die Denkweisen zu diesem Thema in den letzten Jahren doch erweitert haben, weil jeder irgendwo betroffen ist und weil es Alternativen gibt durch eine ganzheitliche Versorgung, in der Betroffene und Angehörige gestärkt werden“, meint die gelernte Fachkinderkrankenschwester Nicola Hamelmann.

In Bad Honnef hat die Hospizbewegung eine klare Meinung zur Sterbehilfe: „Ein Ausweg muss immer ins Leben führen“, fasst es Theologe Guido Wilms zusammen. 24 Ehrenamtliche unterstützen die Menschen auf diesem Weg, der oft von Angst vor Schmerzen und Kontrollverlust geprägt ist. Sie versuchen, Sterbenden und Kranken ein Leben in Würde und zu Hause zu ermöglichen, vor allem, in dem sie eines mitbringen: Zeit – und die Möglichkeit, die Betroffenen zu Hause zu besuchen und zu begleiten.

„Viele haben Irrfahrten durch Krankenhäuser hinter sich. Angehörige haben Angst und bringen sie von einem Arzt zum nächsten. Und da ist dann endlich jemand, der keine Ansprüche stellt. Einfach nur zuhört“, erklärt Nicola Hamelmann. Die Sterbebegleiter sind für ihre Aufgabe über Monate von ihr und Wilms ausgebildet worden, hören zu, teilen die Sorgen und bauen so Nähe und ein Vertrauensverhältnis zu den Pati-



Unterstützung für die Ökumenische Hospizbewegung: Veranstaltungen wie die Lesung mit Journalist Thorsten Heyer in der Kirche Sankt Johann Baptist informieren über die Bedeutung der Bewegung. ARCHIVFOTO: HOM

enten auf. „Nach unserer Erfahrung“, sagt Wilms, „erledigen sich mit der Zeit aufkommende Suizidgedanken.“

Oft hätten Patienten noch keine Vorstellung davon, was eine umfassende psychosoziale Beratung bedeute. Beispielsweise müsse niemand mehr mit Schmerzen leben. Längst gebe es eine enge Zusammenarbeit der Hospize mit der Palliativmedizin, die in den meisten Fällen eine angemessene

Schmerzmedikation ermögliche. Aus Sicht der beiden Koordinatoren für Sterbebegleitung ist es für Schwerkranke sinnvoll, möglichst früh nach der Diagnose den Kontakt zum Hospiz zu suchen. Schließlich bräuchten Ehrenamtliche und Patienten Zeit, um eine Beziehung zueinander aufzubauen und – wenn gewünscht – die Familien auch jederzeit mit einzubeziehen.

Die Hospizbewegungen sind vor

rund 20 Jahren aufgekommen (siehe Kasten). Das Modell Familie hatte sich zu diesem Zeitpunkt völlig verändert. Sie lebte nicht mehr über drei Generationen unter einem Dach. Die Senioren wohnten immer häufiger alleine. Wilms: „Das Sterben wurde zu Fremdkörper.“ Der begleitete Weg hin zum Tod sei intensiv, schwer, und es gebe dabei immer wieder mehr Raum für Humor, als mancher vorstellen könne.